Naturwissenschaftliche Rundschau.

Das unmotivirteste Organ unseres Körpers ist bekanntlich die Milz. Wir wissen wohl von allerlei Krankheiten, welche uns die Milz zufügt, aber nicht recht, zu was sie gut ist. Die Einen sagen, die Hauptaufgabe der Milz sei, die farblosen Blutkörperchen neu zu bilden und in dem Blutstrom zu schaffen; die Andern, den normalmäßigen Zerfall älterer farbiger Blutkörperchen zu vermitteln. Thiere, denen man die Milz wegnahm, lebten indeß mehr oder weniger vergnügt weiter, und es zeigte sich oft keine andere Veränderung, als die Anschwellung der Lymphdrüsen, welche die bisherigen Funktionen der Milz zu übernehmen scheinen. Einen höchst werthvollen und fruchtbaren Beitrag zur Erkenntniß dieses räthselhaften Organs gibt nun eine von Charles S. Roy in Cambridge soeben gemachte Entdeckung. Man wußte bisher von zeitweisen Milzschwellungen bei Wechselfieber und anderen Krankheiten. Charles S. Roy hat aus volumetrischen Untersuchungen der Milz an Hunden, Katzen und Kaninchen das überraschende Resultat erhalten, daß die Milz regelmäßige Zusammenziehungen und Ausdehnungen erfährt, die Roy als Systole und Diastole der Milz bezeichnet. Die Contractionen, welche er auf die glatten Muskelfasern der Kapsel und der Bälkchen jenes Organs bezieht, erfolgen in Intervallen von durchschnittlich einer Minute — bei den verschiedenen Thieren zwischen 46 Secunden und zwei Minuten — und werden selbst durch eine vorübergehende Compression der großen Körperschlagadern nicht aufgehoben, so daß sie also vom Blutkreislauf unabhängig zu sein scheinen. Roy experimentirte bis zu vier Stunden an demselben narkotisirten Thiere und konnte die Rhythmik jener Volumsveränderungen, welche allerdings gewissen Schwankungen unterworfen ist, in Ruhe studiren und mit Hilfe selbstreg strirender Apparate die betreffenden Curven verzeichnen. Wenn auch die Untersuchungen Roy's die Funktionen der Milz nicht aufgedeckt haben, so ist mit ihnen doch offenbar ein Schritt vorwärts gethan zur bessern Erkenntniß unseres innern Menschen.

Warum ist die Dauer des Lebens so merkwürdig verschieden bei den verschiedenen Wesen, welche die Erde beleben? Welches ist der Grund ihres Todes und der Grund des Todes überhaupt? Ueber diese trübseligen Fasten- und Passionsfragen gibt uns ein sehr interessanter Vortrag: „Die Dauer des Lebens", von Professor Dr. Aug. Weismann in Freiburg einige Aufschlüsse. Wir zweifeln nicht, daß es unsern Lesern zur besondern Befriedigung gereichen wird, den Tod als eine höchst zweckmäßige Einrichtung nachgewiesen zu sehen. In der That zeigt Professor Weismann, daß, obwohl der Tod keineswegs ein allen Organismen zukommendes Attribut ist, wie immer angenommen wird, doch eine unbegrenzte Dauer des Individuums in den meisten Fällen, und namentlich auch beim Menschengeschlecht, ein ganz unzweckmäßiger Luxus wäre.

Ein mittelhochdeutscher Spruch sagt: Ein Zaun(könig) währt drei Jahre, ein Hund drei Zaunalter, ein Roß drei Hundsalter, ein Mann drei Roßalter, macht einundachtzig Jahre. Der Esel erreicht drei Menschenalter, die Schneegans drei Eselsalter, die Krähe drei Gänsealter, der Hirsch drei Krähenalter, die Eiche drei Hirschenalter." Der Spruch beruht nicht auf ganz exacter Beobachtung, da sonst ein Hirsch sechstausend, eine Eiche zwanzigtausend Jahre alt würde, doch enthält er einen richtigen Sinn: Von allen Organismen der Erde besitzen die großen Bäume die längste Lebensdauer. Die Adansonien der Capverdi'schen Inseln sollen sechstausend Jahre alt werden. Unter den Thieren erreichen die größten das höchste Alter. Der Walfisch lebt sicherlich einige Jahrhunderte, der Elephant zweihundert Jahre, das Roß vierzig Jahre. Der Spruch enthält zugleich die richtige Andeutung, daß die Körpergröße nicht allein entscheidet. Das Alter des Elephanten wird auch vom Hechte und Karpfen erreicht; vierzig Jahre alt werden neben dem Pferde auch Kröte und Katze, während Schwein und Krebs dieselbe Lebensdauer von zwanzig Jahren besitzen. Gleichwohl besteht eine Beziehung zwischen Körpergröße und Lebensdauer: das große Thier lebt wirklich schon deßhalb, weil es groß ist, länger, als ein kleines, denn der Elephant kann nicht an einem Tage gebaut werden, wie eine Fliegenlarve. Die Tragzeit desselben dauert fast zwei Jahre, die Jugend vierundzwanzig Jahre. Das erwachsene große Thier braucht außer der Zeit zum Wachsthum ferner mehr Zeit, als das kleine, um die Erhaltung der Art zu sichern. Mit der Größe eines Thieres nehmen nämlich die ernährenden Flächen desselben nur im Quadrat, die Masse desselben aber nimmt im Cubus zu. Daraus folgt, daß, je größer das Thier ist, um so schwieriger und langsamer kann es einen Ueberschuß von Nahrung über den Verbrauch hinaus assimiliren, um so langsamer kann es sich fortpflanzen.

Ein zweites Moment, welches bei der Lebensdauer in Frage kommt, ist das Tempo des Stoffwechsels und der Lebensprozesse. Lotze meinte: „Größe und rastlose Beweglichkeit reibt die organische Masse auf, und die schnellfüßigsten Geschlechter der jagdbaren Thiere, der Hunde, selbst die Affen, stehen an Lebensdauer sowohl dem Menschen, als den größern Raubthieren nach, die durch einzelne kraftvolle Anstrengungen ihre Bedürfnisse befriedigen" — „die Trägheit der Amphibien gestattet dagegen auch den kleineren unter ihnen eine größere Lebenszähigkeit". Diese Bemerkungen enthalten Richtiges, doch wäre es ein Irrthum, wollte man glauben, daß Schnelligkeit nothwendig auch kürzeres Leben bedinge. Die schnellebenden Vögel übertreffen zumeist an Lebensdauer die trägen Amphibien gleicher Körpergröße. Man darf sich den Organismus nicht als einen Haufen Brennstoff vorstellen, der um so früher zu Asche zusammensinkt, je kleiner er ist und je rascher er brennt, sondern als ein Feuer, in das immer neue Scheite hineingeworfen werden können, und das so lange unterhalten wird, als es eben nöthig ist, mag es nun schnell oder langsam brennen. Nicht dadurch, daß der Körper rascher verzehrt wird, kann Schnelllebigkeit unter Umständen auch kürzeres Leben im Gefolge haben, sondern dadurch, daß der schnellere Ablauf der Lebensprozesse auch die Lebensziele, die Reife, die Fortpflanzung rascher erreichen läßt, dadurch, daß der Organismus rascher seinen Zweck erfüllt.

Hic haeret aqua! Das Interesse der Art, nicht das des Individuums ist maßgebend! Hat das Individuum die Erhaltung der Art durch Fortpflanzung, eventuell auch durch Brutpflege, Ernährung und Unterricht der Jungen gesichert, so kann es abtreten, es hat seine Schuldigkeit gethan. Die Weibchen und Arbeiterinnen der Ameisen leben mehrere Jahre, während die Männchen kaum ein paar Wochen ausdauern. Beide Geschlechter unterscheiden sich weder durch Körpergröße irgend erheblich, noch durch Complication des Baues, noch durch das Tempo des Stoffwechsels, sie sind nach allen diesen drei Richtungen als identisch anzusehen, und dennoch solch ein Unterschied in der normalen Dauer des Lebens! Die Tendenz der Natur geht nicht etwa darauf aus, den Individuen im reifen Zustande ein möglichst langes Leben zu sichern, sondern im Gegentheil dahin, die Fortpflanzungs- und damit zugleich auch die Lebensdauer so kurz zu normiren, als nur immer möglich.

Die untere Grenze der Lebensdauer wird offenbar dadurch bedingt, daß das Individuum je nach seiner Größe und der Complication seines Baues überhaupt reif werde und die Fortpflanzung bewerkstellige. Eine Verlängerung der Lebensdauer über das Minimum hinaus aber wird erforderlich, insofern der einmalige Fortpflanzungs-Akt nicht genügt, um die zur Erhaltung der Art nöthige Anzahl von Nachkommen zu liefern. Die Anzahl der Nachkommen aber wird bedingt, einerseits durch die Anzahl der Geburten und die Anzahl der jedesmal Gebornen, andererseits durch die mehr oder weniger regelmäßige Zerstörung eines Theiles der Nachkommen. Feinde, Krankheiten, ungünstige Lebensbedingungen verschiedener Art vernichten bei manchen Thierklassen so viele junge Individuen, daß schon eine sehr große Ueberproduktion, wie bei den meisten Insekten, oder eine besonders lange Produktionszeit, wie bei vielen Vögeln, erforderlich ist, wenn überhaupt die Art erhalten werden soll.

Die Vögel besitzen im Allgemeinen eine auffallend lange Lebensdauer; Nachtigall, Taube, Amsel und Huhn leben zehn Jahre und darüber, während die Sumpf- und Raubvögel oft die Geschlechter der Menschen kommen und gehen sehen. 1719 starb in Wien ein Steinadler, der 104 Jahre vorher gefangen worden war. Die Schönbrunner Menagerie hatte einen weißköpfigen Geier, der 1706 gefangen, 1824 starb, also 118 Jahre in Gefangenschaft lebte. Raben, Adler, Falken sollen 100 Jahre, Schwäne gar 300 Jahre (?) alt werden.

Von A. v. Humboldt's „Aturen-Papagei" sagten die Indianer, man verstehe ihn nicht, weil er die Sprache des untergegangenen Aturen-Stammes spreche. Die meisten Vögel brüten nur einmal im Jahre, viele Seevögel legen dabei nur ein Ei, viele Raubvögel nur zwei Eier; der auf Flug berechnete Körper schließt eine große Fruchtbarkeit aus. Nur die schlechten Flieger, wie die Hühner, legen viele Eier, aber gerade bei diesen ist die Zerstörung der Brut bekanntlich besonders groß. Rechnet man die Zeit der Reife bei dem Steinadler auf durchschnittlich fünfzig Jahre, so würde ein Steinadler-Paar während dieser Zeit hundert Eier legen. Es ist gar nicht zu ungünstig gerechnet, wenn man annimmt, daß aus diesen hundert Eiern während der fünfzig Jahre wirklich nur zwei Steinadler groß werden. Würden die Steinadler nicht so lange leben, so wäre offenbar die Erhaltung ihrer Art gefährdet. Der Hase, der an Gewicht nahezu den Steinadler erreicht, lebt nur zehn Jahre, aber er bedarf nicht unbedingt eines längeren Lebens, weil er schneller erwachsen und seine Fruchtbarkeit groß ist, und weil er, wie alle Säugethiere, seine Nachkommen bis zu ihrer lebendigen Geburt und noch einige Zeit darüber hinaus vor Zerstörung schützt.

Die Maikäfer-Larve frißt vier Jahre lang die Wurzeln der Pflanzen ab, ehe sie zum Käfer wird, und diese so mühsam errungene, so complicirt gebaute Gestalt des reifen Insekts hat ein sehr vergängliches Dasein; der Käfer stirbt etwa einen Monat nach dem Verlassen der Puppe. So ziemlich das Aeußerste an Lebenskürze leisten aber einige Arten von Eintagsfliegen, die nicht länger als vier bis fünf Stunden im Imago-Zustand, d. h. dem Zustande des reifen Insekts leben. Gegen Abend schlüpfen sie aus der Puppenhülle; sobald ihre Flügel erhärtet sind, erheben sie sich in die Luft, die Fortpflanzung geht vor sich, sie lassen sich auf's Wasser hernieder, sämmtliche Eier werden auf einmal ausgestoßen, und das Leben ist zu Ende, das Thier stirbt. Bei derartigen Insekten konnte im Allgemeinen in Anbetracht ihrer massenhaften Vertilgung und ihrer großen Eier-Produktion für die Erhaltung der Art keine bessere Einrichtung getroffen werden, als möglichste Kürzung des Lebens durch möglichste Beschleunigung der Fortpflanzung.

Durch Anpassung einer Art an die äußern Lebensbedingungen kann eine Verkürzung der Lebensdauer, ebenso wie eine Verlängerung derselben zu Stande kommen, und zwar unter Vermittlung des Zuchtwahl-Prozesses. Wie jede körperliche Eigenschaft individuellen Schwankungen unterworfen ist, so auch die Lebensdauer; wir wissen ja vom Menschen her, daß Langlebigkeit erblich ist. Sobald nun die längerlebenden Individuen einer Art im Vortheil sind im Kampf um's Dasein, werden sie allmälig zur herrschenden Race werden und umgekehrt.

Welches ist aber der innere Grund des Todes überhaupt? Wir wissen beim Menschen, daß Altersveränderungen in den Geweben sich einstellen, welche deren Funktioniren beeinträchtigen, und daher schließlich entweder direkt zum normalen Tode führen oder indirekt den Tod herbeiziehen, indem sie die Widerstandsfähigkeit des Organismus gegen äußere Schädlichkeiten schwächen. Die Gewebe haben zur lebendigen Grundlage die Zellen. Die Zellen bleiben aber nicht immer dieselben, sondern zahlreiche Generationen von ihnen lösen sich während des Lebens in unserm Körper ab. Die Ursache des Todes, so deducirt Professor Weismann weiter, ist daher nicht eigentlich in der Abnützung der einzelnen Zellen, sondern in einer Begrenzung der Vermehrungsfähigkeit der Zellen zu suchen. Man muß sich vorstellen, daß der Tod eintritt, weil die verbrauchten Gewebe sich nicht in's Unendliche fort von neuem wiederherstellen können, weil die Fähigkeit der Körperzellen, sich durch Theilung zu vermehren, keine unendliche ist, sondern eine begrenzte. Die Zahl der Zell-Generationen, welche aus der Ei-Zelle hervorgehen können, ist für jede Art eine normirte und in ihr das Maximum von Lebensdauer gegeben, welches die Individuen der betreffenden Art erreichen können. Die Verkürzung der Lebensdauer einer Art müßte somit davon abhängen, daß die Zahl der Zell-Generationen, welche sich folgen können, herabgesetzt würde, und umgekehrt müßte die Verlängerung auf einer Vermehrung der möglichen Zell-Generationen beruhen.

Daß eine Zelle sich zehn-, tausend- oder hunderttausendmal hintereinander theilen muß und dann mit der Fortpflanzung aufhört, können wir bisher freilich nur vom Nützlichkeits-Standpunkt begreifen. Gesetzt, irgend eine höhere Thier-Art besitze die Fähigkeit, ewig fortzuleben, so würden sich mit der Zeit die Individuen offenbar durch Berührung mit der Außenwelt abnützen, schadhaft, krüppelhaft werden, und es liegt also im Interesse der Art, daß sie fortwährend durch neue, vollkommene Individuen ersetzt werde. Anders ist dies bei vielen Thieren niederer Art, die zu einfach sind, um durch Abnützung Schaden zu erleiden. Bei diesen macht man die überraschende Entdeckung, daß der Tod, das heißt die Begrenztheit der Lebensdauer, keineswegs ein allen Organismen zukommendes Attribut sei. Der Körper der Amöben theilt sich in zwei Stücke von gleicher Beschaffenheit. Nichts stirbt ab. Es entsteht nicht etwa ein absterbendes Mutterthier und ein fortlebendes Junges, sondern das alte Thier lebt in beiden neuen Thieren gleichmäßig fort. Man hat kürzlich eine Thatsache beobachtet, die jeden solchen Gedanken ausschließt. Bei Euglypha, einem beschalten Wurzelfüßer, und bei mehreren andern der gleichen Gruppe sieht man, während die Theilung schon fast beendet ist, die beiden Hälften aber noch durch eine Brücke zusammenhängen, daß die Zellsubstanz der beiden Thiere in Rotation geräth und nun, wie ein Strom, eine zeitlang durch beide Theilhälften hindurchgeht. Es findet also eine vollständige Mischung der Substanz beider Thiere statt, ehe sie sich definitiv von einander trennen. Hätte eine solche Amöbe Selbstbewußtsein, so würde sie bei ihrer Theilung denken, „ich schnüre eine Tochter von mir ab", aber dasselbe würde jede Hälfte denken und jede würde sich selbst für das Mutterthier und die andere für die Tochter ansehen. Diese Thiere sind also wohl zerstörbar, aber sie müssen nicht sterben; der individuelle Tod resultirt bei ihnen nicht aus der innern Natur ihres Lebens; sie können ewig fortleben, so lange die für ihr Leben nöthigen Bedingungen vorhanden sind, sie tragen die Möglichkeit ewiger Dauer in sich.

Wie ist den höher organisirten, vielzelligen Thieren diese Anlage zu ewiger Dauer abhanden gekommen? Es hängt dies wohl mit der Arbeitstheilung in vielzelligen Organismen zusammen. Die gleichartigen Zellen scheiden sich in Körperzellen und besondere Fortpflanzungszellen. Die Körperzellen überwogen bald an Masse bedeutend über die propagatorischen und gliederten sich immer mehr und mehr nach dem Princip der Arbeitstheilung in immer schärfer gesonderte specifische Gewebsgruppen. Je mehr dies geschah, umsomehr ging ihnen die Fähigkeit verloren, größere Stücke des Organismus zu reproduciren, umsomehr also concentrirte sich das Vermögen der Fortpflanzung des Gesammt-Individuums in den propagatorischen Zellen. Die verschiedenartigen Körperzellen behielten nur mehr die Fähigkeit, Ihresgleichen zu reproduciren. Die einzelnen Gewebszellen können nur wieder die gleichartigen Gewebszellen reproduciren, und auch diese Vermehrungsfähigkeit beschränkt sich auf eine bestimmte, bei den verschiedenen Thieren verschiedene Anzahl von Zell-Generationen. Bei einzelligen Thieren war es nicht möglich, den normalen Tod einzurichten, weil Individuum und Fortpflanzungszelle noch ein und dasselbe waren; bei den vielzelligen Organismen trennten sich Körperzellen und propagatorische Zellen, der Tod wurde möglich, und wir sehen, daß er auch eingerichtet wurde. Der Tod ist eine Anpassungserscheinung, die sich durch Vererbung überträgt. Wie die Größe einer Thierart sich vererbt, so auch das Alter derselben. Schon die Ei-Zelle, aus der das Individuum sich entwickelt, ist auf Hervorbringung einer bestimmten Zahl von Zell-Generationen normirt. In der räumlichen und in der zeitlichen Beschränkung des Individuums sehen wir genau den analogen Vorgang, ja die letztere, die Lebensdauer, beruht sogar auf derselben Zellenwucherung, deren stürmischer Anfang zur Erreichung der Körpergröße führte, die sich aber dann in mäßigem Tempo noch weiter fortsetzt. Auch im ausgewachsenen Thier geht die Zellfortpflanzung noch fort, aber sie übersteigt nicht mehr den Abgang an Zellen, sondern bildet zuerst noch eine zeitlang den vollen Ersatz für dieselben, um dann herabzusinken. Der Abgang wird nun nicht mehr genügend ersetzt, die Gewebe functioniren mangelhaft, der Tod bereitet sich vor und tritt endlich von einem der drei großen sogenannten „Atria mortis" her ein.

Diese von Professor Dr. Aug. Weismann geistvoll begründete Hypothese bietet, wenngleich sie nicht stricte bewiesen erscheint, jedenfalls den Vorzug, daß sie auf der Basis der neuesten Forschungen die räumliche und zeitliche Begrenzung des Organismus aus einem Princip ableitet.

Der Ring.

Es ging der Alten nicht gut. Im Schweiße ihres Angesichts hatte sie stets geschafft und dennoch, bei allem Darben und Arbeiten, war sie nicht auf einen grünen Zweig gekommen. Vor vielen, vielen Jahren, als sie, eine junge frische Dirne, die armselige Hütte der Eltern verließ, um sich mit eigener Mühe und eignem Kummer durch's Leben zu schlagen, da hatte sie in ihrer Truhe ein Säcklein mitgenommen, das ihre Ersparnisse aufnehmen sollte. Ach, damals hegte sie manche Hoffnung! Sie war brav und tüchtig, und die Burschen der Heimath hatten sie gern gehabt; konnte sie in der großen Stadt nicht ihr Glück machen? aber die Jahre waren glücklos verstrichen, was sie erhofft, war ausgeblieben, und auch das Sparsäcklein lag im Schube der Siebzigjährigen so leer, wie in der Truhe der Zwanzigjährigen. Nun, die Greisin war zwar schon recht müde, aber sie nahm doch nicht die Krücke zur Hand, um von Haus zu Haus zu wandern. Von der Armenverwaltung bekam sie drei schöne runde Thaler monatlich und, was zum Unterhalt noch fehlte, das erwarb die Genügsame selbst. Sie setzte sich an's Fenster, in den lieben Sonnenschein, und strickte von Früh bis Abend, und in der dunklen Kammer hinter ihrem Stübchen beherbergte sie einen jungen Burschen, das half zum Miethsgroschen. Freilich die Nachbarn waren klug, sie ließen sich so leicht kein X für ein U machen und zischelten, „die Mutter besäße heimlich einen großen Topf voll Zweithalerstücke; wie könnte sie so sauber und anständig gekleidet gehen und so gut leben!....

Eines Tages war sie verschwunden, und Niemand wußte, wohin sie sich begeben haben könnte. Der junge Mensch welcher bei ihr wohnte, wartete noch einige Zeit ihre Wiederkehr ab und zog dann fort. Dem Besitzer des Hauses war die alte Mietherin ziemlich gleichgültig gewesen, er kümmerte sich daher wenig um ihr Ausbleiben. Als aber Wochen darüber vergangen waren, fühlte er sich doch bewogen, den Behörden von dem seltsamen Verschwinden der Greisin Anzeige zu machen. Die Untersuchung blieb erfolglos. In dem Stübchen der Armen fand man allerdings den großen Topf voll Zweithalerstücke nicht vor, da aber keiner der klugen Nachbarn diesen Topf jemals gesehen hatte, und auch im Uebrigen sich Spuren eines Verbrechens nicht ermitteln ließen, so neigte man sich allgemach zu der Ansicht, der hinter dem Hause vorbeiströmende Bach habe die Alte aufgenommen.

Das Jahr verging, kein Mensch gedachte mehr der greisen Proletarierin und ihres plötzlichen Verschwindens, da wurde ihr Körper zerstückelt entdeckt. Auf dem oberen Boden des Hauses, in dem sie gewohnt, stieß eine Wäscherin, die in diesem nun selten benutzten Raume arbeiten wollte, auf einen Arm. Von Grauen gepackt eilte sie fort und verkündete, was sie gesehen habe. Die sofort angestellten Nachforschungen schafften die traurigen Reste der Vermißten an's Licht. Eingeklemmt zwischen Dach und Kamin, unter der morschen Dielung und vergraben in Schutt- und Mühlhaufen fand man Rumpf und Gliedmaßen; nur der Kopf war nicht aufzufinden. Jedoch konnte ein Zweifel, daß der zerstückelte Körper die Person der verschwundenen Greisin gebildet hatte, nicht obwalten, zumal auch die von ihren Verwandten und Bekannten angegebenen besonderen Merkmale zutrafen.

Wer war der Mörder? Ein wichtiger Fund, der auf die rechte Spur leiten mußte, war zugleich mit der Entdeckung des linken Armes der Ermordeten gemacht worden. An dem aufgebogenen Arme war ein messingener Fingerring zu Boden gefallen, und es ergab sich bald, daß er der Ermordeten nicht gehört hatte. Er schien vielmehr das Eigenthum des Mörders und, durch einen merkwürdigen Zufall, wie zum Beweise der finsteren That von dem Opfer festgehalten zu sein. Aber der Eigenthümer des Ringes war nicht zu ermitteln.

Verschiedene Umstände vereinigten sich zu einem Verdacht gegen jenen jungen Menschen, der bei der Greisin gewohnt hatte. Er war noch mehrere Tage nach ihrem Verschwinden in der Wohnung geblieben und allein im Stande gewesen, nach dem Morde die Zerlegung des Leichnams mit der dazu gehörigen Muße vorzunehmen. Der Verdacht gegen ihn wurde noch durch den Umstand verstärkt, daß er, wie sich herausstellte, am ersten Tage nach dem Verschwinden seiner Wirthin verschiedene Sachen aus der Wohnung weggeschleppt hatte.

Bei seiner Festnahme zeigte er nicht die mindeste Betroffenheit und in den Verhören leugnete er unbefangen und entschieden jede Theilnahme oder Mitwissenschaft an der Ermordung der Unglücklichen. Seine volle Ruhe verließ ihn auch nicht, als ihm auf dem Kirchhofe die wieder zusammengefügten Ueberreste seiner Wirthin gezeigt wurden. Er erklärte mit festem Ton, die Leiche nicht zu kennen, und bat dann, man möge ihn doch aus der Haft entlassen, da er keinen Grund dazu wisse. Indessen verlangte er doch in den nächsten Tagen ein Verhör, in welchem er erklärte, sein Gewissen dränge ihn zu dem Geständniß, daß er ein Dieb sei. Er habe nämlich sich durch die Gelegenheit verleiten lassen, mehrere Sachen seiner verschwundenen Wirthin mit Hilfe seiner Geliebten fortzuschaffen.

Trotz der Offenheit, mit der der Angeschuldigte seinen Diebstahl gestanden hatte, gewann bei dem Richter die Ueberzeugung von der schwereren Schuld des Verhafteten die Oberhand. Noch wußte jener nichts von dem Funde, der den Mörder verrathen mußte, dem messingnen Fingerring. Darauf baute der Untersuchungsrichter seinen Plan. Scheinbar ließ er die Mordangelegenheit dem Inquisiten gegenüber bei Seite und untersuchte nun den Thatbestand des eingestandenen Diebstahls. Zu diesem Zwecke wurden von Jenem alle der Greisin entwendeten Sachen ausgebreitet, mit ihnen aber auch mehrere kleine Schmucksachen, von denen nicht genau bekannt war, ob sie der Ermordeten oder dem Angeschuldigten gehörten. Es waren zwei Ohrringe, zwei goldene Reifchen und jener messingne Ring.

Der Angeschuldigte bezeichnete alle seiner früheren Wirthin gehörigen Sachen. Als jedoch der Untersuchungsrichter dies Anerkenntniß auch für die Schmucksachen geltend zu machen schien, erklärte jener Ringe und Reifchen für sein Eigenthum. Er wurde, zum Scheine, ermahnt, bei der bisher bewiesenen Offenheit zu bleiben, allein, er schwor hoch und theuer, daß die Schmucksachen ihm gehörten. Im Eifer versicherte er den messingnen Fingerring immer getragen zu haben, bis er ihn vor längerer Zeit verloren habe. Als der Richter noch zu zweifeln schien, bat ihn der Angeklagte, sich zu überzeugen, daß er an den kleinen Finger seiner rechten Hand passe. Dies erwies sich als richtig, und nun wurde die Untersuchung gegen den Mörder von Neuem aufgenommen. Noch leugnete er Anfangs und berief sich auf sein offenes Zugeständniß der Diebstähle. Als er indeß aus der Entschiedenheit des Richters merkte, daß derselbe von seiner Schuld überzeugt sei, schwankten seine Antworten, und als man ihm vollends erklärte, wo der messingne Ring gefunden worden sei, schwieg er erschüttert und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Diese Stimmung des Schuldigen benützte der Richter; mild sprach er ihm zu und — der Verstockte wurde weich; Unter Thränen brach das Geständniß durch. Er hatte die Greisin erdrosselt, um sie zu berauben. Als er sie todt glaubte, öffnete er alle Behältnisse und durchwühlte deren Inhalt. Aber wie er auch suchen mochte, der erhoffte heimliche Schatz der Alten war nirgends zu finden. Acht Kreuzer und zwei Pfennige hielt er in der Hand, und um dieses Kupfer der Armuth hatte er einen Mord begangen!....

Um die That zu verbergen, zerlegte er den Leichnam und schaffte die einzelnen Theile auf den oberen wüsten Boden des elenden Hauses. Den Kopf warf er in das rasch strömende Wasser hinter dem Hofe. Einige bessere Sachen der Alten nahm er an sich, um dieselben mit Hilfe seiner Geliebten fortzuschaffen und zu verkaufen, die übrigen, durch sein Suchen und Wühlen nach Geld in wirre Unordnung gerathenen, legte er wieder zurecht, um jede Spur des Verbrechens zu verwischen.

In zwei Instanzen zum Tode verurtheilt, sühnte er seine grausige That auf dem Schaffot. Der Hinrichtung sollte die Ausstellung am Prange, vorangehen, doch fiel diese im Wege der Gnade fort.

Die Historia vom schlechten Biere.

Im grünen Frosch zu Gurkenast
Da sitzt beim Bier ein finst'rer Gast,
Der schneid't ein wüthendes Gesicht,
Mir scheint, das Bier behagt ihm nicht.
Er trinkt das Glas mit Schaudern leer,
Die Fanny bringt ein frisches her.

Viel' Länder hab' ich durchstudirt
Und manche Kneipe ausprobirt,
Begegnet ist viel Bitt'res mir,
Doch nie noch trank ich so ein Bier!
Er spricht's und trinkt mit Schaudern leer,
Die Fanny bringt ein frisches her.

Den Bräuer sollt' man ohne Gnad'
Lebendig flechten auf das Rad,
Die Helfershelfer allzusamm
Aufhängen an dem nächsten Stamm!
Er spricht's und trinkt mit Schaudern leer,
Die Fanny bringt ein frisches her.

Wie kann nur auch die Polizei
Gestatten so ein Schandgebräu!
Man ist ja seines Lebens kaum
Gewiß bei diesem Höllenschaum!
Er spricht's und trinkt mit Schaudern leer,
Die Fanny bringt ein frisches her.

Nur Apothekern überhaupt
Sei so ein heftig Gift erlaubt,
In schwarzen Fläschchen zum Verkauf
„Mit Vorsicht zu gebrauchen!" d'rauf!
Er spricht's und trinkt mit Schaudern leer,
Die Fanny bringt ein frisches her.

Man meint, daß man ein Kalb verschluckt,
Eh' man das Bier hinunterdruckt;
Da sauf' ich lieber Tintensatz!
He! Fanny! Zahlen möcht' ich, Schatz!
Zwölf Maß? — Da ist für eine mehr —
Geh', Kind, bring' noch ein frisches her!

Auf dem Bahnhofe.

Ich reise nach dem Norden hin,
Du kommst von Osten her,
Da seh' ich Dich, und Du erblickst
Auch mich von ungefähr,
Und wie ich in Dein Antlitz schau',
Erscheint's mir längst bekannt
Aus einer Zeit so fern und grau,
Aus einem andern Land;
Als wär'st Du mir ein liebes Bild
Aus lang' verklang'nen Tagen,
Als hätt' ich Dir gar Vieles auch
Und Gutes noch zu sagen;
Und doch seh' ich zum ersten Mal
Dich heut' auf diesem Rund',
Und doch trennt uns, für immer wohl,
Noch diese flücht'ge Stund'!
In Deinem Geist hast sicher Du
Auch Aehnliches gedacht, —
Du schau'st mich lang' und sinnend an;
Der Zug braust durch die Nacht.

— Beim Zuchthaus-Director. „Ah bon jour, mein lieber Steuerrath! Freut mich, Sie zu sehen! Bitte, Platz zu nehmen!" — „Behüte Gott, lieber Freund! Man könnte ja nachher sagen, ich hätte im Zuchthause gesessen."

Es werden vielleicht ebensoviele Ehen in der Hölle, als im Himmel geschlossen.

Der Liebhaber, welcher nur mit Seufzern Aufwand macht, wird auch nur mit Hoffnungen bezahlt.

Beim Rösselwirth.

Ein's aus dem schönen Kärntnerland.

Von P. K. Rosegger.

Das war im schönen Kärntnerland, beim Rösselwirth zu — nein, den Ort verrathe ich nicht, ich weiß warum. Er liegt so recht mitten im Lande, und von seinem Kirchthurme aus sieht man das weite, blaue Bergrund, das den Garten Carantaniens umfriedet. Im Süden schließt er in den finsteren Hängen der Karawanken mit einem wahrhaft germanischen Trotze ab — denn dort sind die Grenzen des deutschen Landes.

Doch! nicht zu viel von der Landschaft, lieber von den Leuten! Ich habe mich als Student auf meinen Vakanzen viel unter ihnen umhergetrieben, und wäre eigentlich von den Kärntnern — den Büablan und Dirndlan — lustig zu erzählen, denn es sind sündhafte Leute. Die Kärntner lassen Gott einen guten Mann sein und sehen zu, daß sie bei den Freuden dieser Welt nicht zu kurz kommen. Nennt mir ein Land, wo man besser ißt und tapferer trinkt, wie in Kärnten! Nennt mir ein Land, wo man freier und warmblütiger liebt, als dort! — Die Religion und die Politik, wie sie auf der Kanzel und in den Zeitungen steht, macht dem Kärntner wenig Kopfzerbrechens, und stehen etwa einmal römische und slavische Hetzer auf, was wohl vorkommen kann, so ist nur die eine Gefahr vorhanden, nämlich für die Hetzer, durchgeprügelt zu werden. Just fein ist er nicht! Er will seinen Fried und seinen Spaß haben, der Kärntner, damit er weiß, warum er auf der Welt ist. Idealistische Schwärmerei sagt ihm nicht zu, er gesteht gern ein, daß er seinen Vortheil sucht. Frühzeitig bricht der Jüngling mit der platonischen Liebe, und die berühmten Kärntner Vierzeiligen werden bald das Evangelium seiner Freuden. Ich wüßte kein Land, in welchem die Liebe so ehrlich und rückhaltlos auftritt, als in Kärnten; in einzelnen Thälern wird sie nachgerade zur öffentlichen Sache gemacht in dem Zusammenfinden und Werben, in dem nächtlichen Treiben an den Fenstern der Mädchen, ein Cultus der Sinnlichkeit, der kaum eine Rüge erfährt; denn wer soll da Lust zum Rügen haben, wenn man Jeden mahnen kann, sich selber bei der Nase zu nehmen? Die Ehe und das Familienleben wird dadurch freilich nicht gefördert und die Statistik weist neckisch darauf hin, daß in Kärnten die Zahl der natürlichen Kinder nicht viel kleiner ist, als jene der ehelich geborenen.

Diese allzugroße Natürlichkeit im Liebeslehen muthet den Fremden, der ins Land kommt, eigenartig an; Wenige billigen es, Viele interessirt's — wie die Welt schon ist. Und gut aufgenommen wird man überall, das muß man sagen; so geht man gern hin und wird was inne.

Die Gastfreundschaft der Kärntner steht jener berühmten der Tyroler kaum nach. Man ist in einem kärntnerischen Wirthshause bald wie daheim; das hat auch jener Reisende, der über die Pasterze kam und bei meinem Rösselwirth zusprach, erfahren und sich zu Nutze gemacht.

Es war ein über und über graues Subjekt, grau an Kleidern und grau an Staub, auch der schöne Künstlervollbart war grau bestäubt, wurde aber immer dunkler, je öfter ihn jetzt der Mann mit der flachen Hand hin und her peitschte. Er stand so auf dem Platze mitten im Dorfe und da er kein anderes Einkehrhaus sah, das so stattlich und einladend dastand, als das Rösselwirthshaus, so trat er gravitätisch in dieses hinein und äußerte seinen Wunsch, sich in demselben niederzulassen.

Zog denn der Rösselwirth sein grünes Sammetkäppchen ab und machte eine höfliche Verbeugung. Die kühlgebieterische Art des Reisenden ließ wohl gar einen Baron vermuthen, bei welchem nicht allein der Mensch, sondern auch der ergiebige Tourist anfängt.

Ein großes, lichtes Zimmer begehrte der fremde Gast, und wurde ihm alsogleich das Prunkzimmer eingeräumt, dessen drei Fenster auf die weite sonnige Landschaft hinausgingen, und welches mit alten, kunstvoll geschnitzten Möbeln bestanden war, wie solche als Rest einstiger bürgerlicher Wohlhabenheit und guten Geschmackes in manchem alten Hause noch zu finden sind. Sie gehören in die Museen, aber der Rösselwirth ist heute noch wohlhabend, hat heute noch Geschmack, drum giebt er sie nicht her. Die modernen Tischler machen lauter haltloses, unschönes Zeug, das bei jedem Witterungswechsel vor lauter Rheumatismus kracht und schnalzt und in wenigen Jahren aus dem Leim geht.

Das Zimmer war auch sonst behaglich eingerichtet, und so erklärte sich der Fremde mit stillem Kopfnicken zufrieden und räumte sein niedliches Felleisen aus. Wenn man sich im Hochgebirge längere Zeit herumthut, wie das bei diesem Touristen oder Maler der Fall sein mochte, so läßt man sich hernach das gute Wirthshaus schmecken. Der Rösselwirth freute sich, daß der Mann tagelang in seinem Hause blieb und sich Speise und Trank munden ließ. Er trieb nicht viel, er lag auf dem blumigen Sopha und streckte die Beine aus, so lang sie waren, oder er lehnte am Fensterkissen und schaute in die schöne Welt hinaus, oder er ging im Garten, am nahen Waldsaum umher und zeichnete Skizzen, oder er strich in den Wirthschaftsgebäuden umher und scherzte mit den Weibsleuten.

Und als der Tage zehn oder zwölf vorbei waren, ließ der Gast den Rösselwirth auf sein Zimmer rufen, faßte ihn gemüthlich bei der Hand und sagte Folgendes:

„Mein lieber Freund! In Eurem Hause ist mir so wohl, daß alles Gute, was ich drin genieße, mit Geld nicht zu zahlen ist."

„Freut mich, wenn's Ihnen taugt, Herr, freut mich," antwortete der Wirth und war sehr vergnügt.

„— nicht zu zahlen ist," fuhr der Fremde fort, „und ich habe auch gar kein Geld im Sack. Den Weltlauf kennt Ihr, Herr Wirth! Nun seht, ich bin einer vom Weltlauf."

„Wer sind Sie? fragte der Wirth unsicher.

„Ich bin Landschafter," antwortete der Gast, „aber die Leute haben ihre Schwächen und wollen meine Bilder nicht kaufen, das macht mir aber nichts, den